

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Braker Anzeiger und Wochenblatt für den Kreis
Ovelgönne und Amt Elsfleth. 1858-1863
7 (1863)**

18.2.1863 (No. 14)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-915323](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-915323)

Brater Anzeiger

und Wochenblatt für den Kreis Ovelgönne und Amt Elsleth.

Siebenter Jahrgang.

N. 14.

Dieses Blatt erscheint wöchentlich
zweimal, Mittwochs und Sonnabends.
Preis pro Quartal 7½ Groschen.

Mittwoch, den 18. Februar.

Inserate finden Dienstag resp. Freitag
bis 4 Uhr Nachm. Aufnahme. Die ge-
spaltene Petitzeile kostet 1 Groschen.

1868.

Kunst und Liebe.

Nachgelassene Novelle von Ludwig Köhler.

Seit die schwedische Nachtigall Kunstfremde der Residenz entzückt, war ein solcher Triumph nicht erlebt worden, wie ihn Signora Rudolfs, die schöne Sängerin, in ihren beiden Debütrollen, Fidelio und Donna Anna gefeiert.

Obwohl der Künstlerin ein glänzender Aufvorangehen, war sie doch von einem großen Theil des Publikums, der bisherigen Primadonna der Hofbühne zu Liebe, mit Vorurtheil und Ungunst aufgenommen worden; schon nach ihrer ersten Arie jedoch war das Vorurtheil und Mißtrauen geschwunden, und nach dem ersten Aufschluß war ihr Sieg entschieden; die Revue als eine untergegangene Größe vergessen gewesen.

Die öffentliche Kritik hatte mit seltener Einsichtigkeit ihre wundervolle Stimme, ihre geistige Schule, ihr meisterhaftes Spiel bewundert und ihr Engagement für die Hofbühne war, als die wichtigste Tagesfrage in allen Kreisen, in allen Organen der Presse behandelt worden.

Und wer war denn diese Sängerin Rudolfs?

Wie die Theater-Affichen besagten, war sie Mitglied der Scala zu Mailand, wie die Blätter verkündigten, hatte sie auf den bedeutendsten Bühnen Deutschlands gastirt und überall denselben Enthusiasmus erregt, daß war aber auch Alles, was man mit Sicherheit wußte. Nicht einmal über ihr Vaterland waren die Meinungen festgesetzt. Ihr Name deutete wohl darauf hin, daß sie Italienerin sei; ihre Schule war im Wesentlichen italienisch, und die Gluth des italienischen Himmels leuchtete aus ihrem dunklen Augenstern; aber der Schnitt ihres Gesicht, ihr rosiges Teint, die reiche Fülle ihres blonden Haars, dieß Alles war so deutsch, daß man sich gerne überredete, ihr Wiege habe diesseits der Alpen gestanden, zumal das Deutsche aus ihrem Munde so rein, so bar alles fremdländischen Accentes klang, wie nur die Muttersprache aus deutschem Frauenmunde klingen kann.

Daß Signora Rudolfs unverheirathet war, dafür bürgte der jungfräuliche Zauber ihres Wesens, wenn auch der Umstand, daß nur eine ältere Dame mit ihr wohnte, Zweifel gestatten mochte.

In ihrem sittlichen Werthe wußte die öffentliche Meinung nicht den geringsten Makel zu entdecken. Ohne die ihr gebrachten Huldsigungen zurückzuweisen, ohne Pruderie und Ostentation hielt sie schon durch ihre lebenswürdige Unbefangenheit, durch ihre Persönlichkeit etwaige Ausschreitungen ihrer Bewunderer in Schranken, so daß sie immer nur als reine Priesterin der Kunst erschien, die alle Verehrung nur im Namen der Gottheit empfängt, der sie dient.

Von dieser Eigenthümlichkeit der Signora war in dem Kreise junger, eleganter Männer die Rede, der sich nach der Oper in dem falschenabel-

sten Kaffeehause der Residenz zusammengefunden hatte.

Die meisten hatten die persönliche Bekanntschaft der Sängerin gemacht, einige geständigermaßen aus mehr als bloßem Kunstinteresse, aber alle behaupteten, daß sie die lebenswürdigste, beiterste Weltbame, über einen gewissen Punct hinaus aber unnahbar sei.

Nur Einer war ungläubig und ließ bei den Lobpreisungen seiner Freunde ein moquantes Lächeln um die Mundwinkel spielen. Er glaubte nicht an die Tugend der Theater-Prinzessinnen, ließ er sich vernehmen, denn die Erfahrung habe ihm immer bewiesen, daß es einen Schlüssel für jede solche Tugend gebe. Dieser Schlüssel sei freilich zuweilen kostbar, und er habe keinen geringen Begriff von dem Speculationsgeiste der Signora, da sie selbst die Löwen der Residenz zu Gläubigen gemacht habe; sie steige dadurch im Preise.

„Baron Rothenberg würde selbst gläubig werden am Altare dieser Göttin!“ versetzte ein Anderer.

„Oder Euch die Binde von den Augen nehmen!“ lachte Baron Rothenberg.

„Versuchen Sie's darauf!“ rief es dagegen. „Hundert Pistolen darauf, daß Ihr Angriff in optima forma abgeschlagen wird!“

„Der erste vielleicht, der zweite und der dritte nicht!“ prahlte der Baron. „Tausend Pistolen gegen hundert, ich eroberere diese unüberwindliche Festung!“

„Topp, es gilt! Den Gewinn verwandeln wir sodann in Champagner!“

Nach Uebereinkunft sollte mit der Wette schon am nächsten Tage begonnen werden, und der junge Graf Schönau hatte es übernommen, den Baron bei der Sängerin einzuführen. Nebst dem hatte man aber gegenseitig die strengste Verschwiegenheit gelobt.

Die Signora hatte schon am frühesten Morgen mehrere prachtvolle Blumenbouquets von unbekanntem Gebern erhalten; eines derselben war sogar von einem zierlichen Gedichte begleitet gewesen, in dem die Sängerin mit einer Lerche verglichen ward; die den Frühling stets im Gefolge habe, und wenn es draußen auch winterlich stürme, so erwache doch in den Herzen der Lenz, wo sie weile und ihr Lied erschalle.

Diese zart poetischen Huldigungen hatten die Signora in die beste Laune versetzt, und ihr Antlitz strahlte von schalkhafter Heiterkeit, ihre ganze Erscheinung war anmuthiger und bezaubernder als je, als sie in reizender Morgentoulette unter ihren im Empfangszimmer harrenden Verehrern erschien.

Ihr dunkles Auge hatte schnell unter der kleinen Schaar einen neuen Gast erkannt und schien mit einer Art Neugierde auf ihn zu haften.

Jetzt ward ihr dieser neue Gast vorgestellt. — Baron von Rothenberg? — Weckte dieser

Name eine alte, vergessene Erinnerung in der Sängerin?

Sie legte einen Augenblick wie sinnend die feine weiße Hand an die Stirne und ein leichtes Roth überflog wie ein Hauch auf ein Moment ihre Wangen. Es war aber nur ein Moment; in der nächsten Secunde plauderte die Signora so unbefangen mit dem Baron, wie sie es mit jedem der Anwesenden that. Glaubte sie hinter den feurigen Worten ihres neuen Verehrers irgend eine tiefere Absicht zu entdecken, oder war es Zufall; genug, die Sängerin wußte bald die Uebrigen in ihr Gespräch mit dem Baron zu ziehen und dasselbe auf das Gebiet der Kunst zu lenken.

Signora Rudolfs war auf diesem Felde die unbestrittene Herrscherin. Was sie über das Wesen der Kunst im Allgemeinen, über ihre gestrige Rolle im Besonderen äußerte, zeugte von erstem Studium und von tiefem Verständniß der höchsten Aufgaben der Kunst, wie von glühender Begeisterung für dieselbe.

Als einer der Herren ihr sein Befremden ausdrückte, daß sie, die Italienerin, den großen deutschen Tonmeister den Koryphäen ihres Vaterlandes vorzuziehen scheine, antwortete sie lächelnd, die Kunst sei an kein Vaterland geknüpft; das Schöne habe nichts mit dem Patriotismus gemein. Die Kunst sei die Sprache der Götter, jedem fühlenden Herzen verständlich. Für sie sei Mozart nicht der deutsche Meister, sondern der Auserwählte aller Völker, der jene Göttersprache am reinsten rede. Ihm nachzulallen, sei schon Inhalt genug für ein Künstlerstreben.

„Sollte sie nicht die Lust zur Ausübung eigener schöpferischer Kraft unbewußt unter dieser bescheidenen Hülle verbergen?“ fragte Baron von Rothenberg.

„Nein, gewiß nicht!“ antwortete die Signora.

„Warum wandelt mich diese Lust nicht an bei andern Gestaltungen der musikalischen Poesie? Das Meisterwerk in seiner höchsten Vollendung pflegt die Lust zum eignen Schaffen mehr abzuschrecken, als zu ermuntern. Wie wir beim Anblick der gewaltigen Natur nur bewundern und anbeten, nicht nachzubilden uns unterfangen, also auch bei den vollendetsten Schöpfungen der Kunst. Unser ganzes Streben geht vor ihnen in dem Einen auf, sie so zu erfassen, wie sie der Meister gedacht; unsere Seele möchte dann der Spiegel sein, in dem der Geist des Meisters reflectirt.“

„Man muß die Kunst sehr lieben, um ihr mit solcher Hingebung zu dienen,“ bemerkte der Baron.

„Ja, ich liebe die Kunst von ganzer Seele!“ rief die Sängerin mit einem begeisterten Ausblick ihrer schönen seelenvollen Augen. „Durch sie bin ich, was ich bin, in ihr leb' ich und in ihr web' ich, ich würde nicht atmen können ohne sie, denn in ihr allein find' ich Lebenslust.“

„Sie würden sich niemals von der Kunst trennen?“



„Niemals!“ erwiderte sie rasch und entschieden. „Ich weiß es wohl, daß das Loos des dramatischen Künstlers selten ein beneidenswertes ist. So lange die Frische der Jugend die Kunst der Schauspielerin unterstützt, mag sie wohl Triumphe feiern, die dem schönen Weibe mindestens eben so viel gelten, als der ausgezeichneten Künstlerin, mit dem Genius der Jugend entfliehet aber die Schaar bewundernder Verehrer, und nur ein kleines Häuflein kühler Mäcene bleibt übrig, die wohl aus Mitleid den welkenden Vorbeerfranz der Armen pflegen, bis er im glücklichsten Falle im Herbarium der Kunstgelehrten eine dürftige Stätte findet. Das ist unsere Aussicht auf Unsterblichkeit! Stellen Sie nun den vergänglichem Triumpfen den unvergänglichen Kampf mit dem Neid, der Bosheit und all den tückischen Kobolden und Dämonen, die ihre Heimath hinter den Coulissen haben, gegenüber, und es wird von dem Leben der Künstlerin gar wenig Beneidenswertes übrig bleiben. Und doch wird der ächte Künstler dieses Wenige nicht vertauschen gegen das Loos einer Königin.“

„Selbst dann nicht, wenn die Liebe dieß Loos der Künstlerin bieten würde?“ fragte der Baron.

„Ich glaube, selbst dann nicht!“, versetzte die Signora mit leisem Erröthen. „Die wahre Liebe würde wohl auch ein Opfer nicht fordern, das das bessere Theil von der Geliebten löste; die wahre Liebe würde von der Geliebten nicht fordern, sich selbst aufzugeben mit ihrer Kunst. So selbstsüchtig die Liebe sein mag, sie kann nicht wollen, daß das geistige Sein der Geliebten dahinsterbe, denn sie kann sich ja nicht begnügen mit der schönen Hülle, der die Seele entsflohen!“

Unter diesen Gesprächen kam die Zeit, wo die Schicklichkeit den Herrn gebot, sich zu entfernen.

Baron Nothenberg schien von dem Zauber befangen, den die lebenswürdige Persönlichkeit der Sängerin ausgeübt; er schied mit der Bitte, wiederkommen zu dürfen, und erhielt dazu die freundlichste Erlaubniß.

Er ging mit den anderen Herren.

„Nun?“ unterbrach Graf Schönau den schweigsamen Baron Nothenberg in seinen Gedanken. „Die Festung imponierte Ihnen so stark, daß Sie nicht einmal einen Angriff wagten. Geben Sie die Wette verloren?“

„Noch nicht!“ antwortete der Baron. „Man muß erst das Terrain besichtigen, ehe man die Laufgräben eröffnet. Zudem gesteh' ich Ihnen zu, es wird eines kostbaren Schlüssels bedürfen.“

„D, Sie werden noch mehr zuzusehen müssen!“ lachte Graf Schönau.

Baron Nothenberg antwortete nicht. Er blieb einsilbig und kalt bei den Scherzen seiner Freunde, und nur gegen den Vorwurf, daß er in die Sängerin verliebt sei, wehrte er sich heftig und standhaft.

Indessen zürnte er sich selbst, daß er, wie er wahrnahm, mehr als sonst in seiner Natur lag, dem Eindruck nachgegeben hatte, den die Signora auf ihn gemacht, und er rief all' seine Philosophie, all' seine frivolsten Lebensanschauungen zu Hilfe, um diesen Eindruck zu zerstören. Dieß gelang ihm in der That, und er belachte sich selbst über seine sentimentale Anwandlung, von der er nun gründlich geheilt zu sein glaubte.

Gewappnet gegen eine Wiederholung dieser Anwandlung, mit dem festen Entschlusse, seine Wette zu gewinnen, suchte er die Signora wieder auf; aber seltsamer Weise verlieh ihn auch dießmal seine kühne Entschlossenheit, als er ihr Blick in Auge gegenüberstand, und so blieb es bei jedem neuen Besuche.

Wie kam dieß? Signora Rudolfi war weder zurückhaltender noch förmlicher gegen ihn, als gegen jeden anderen ihrer Bewunderer; sie empfing ihn immer mit derselben freundlichen Unbefangtheit, mit derselben heiteren Loune, ja, er glaubte zu bemerken, daß sie sich im Gespräch

mit besonderer Vorliebe an ihn wendete, er überraschte sie zuweilen, wie ihr Blick unbewacht mit unverkennbarer Theilnahme auf ihm ruhte, und doch mangelte ihm der Muth des ernstigen Angriffs, der ihn andern Frauen gegenüber noch nie verlassen.

Vergeblich suchte er sich zu überreden, daß dieß Koketterie sei. Die Thatsache blieb dieselbe: er lag eben in den Banden dieser Koketterie.

Signora Rudolfi hatte die Donna Anna Rosine im „Don Juan“ gesungen und war mit dem rauschendsten Beifall überschüttet worden.

Mitten unter den Tropfäen dieses Abends, Lorbeerkränzen und Blumenbouquets, saß sie auf der Ottomane und nahm lächelnd die nachträglichen Huldigungen ihrer Verehrer entgegen.

Baron Nothenberg hatte den Platz ihr zunächst eingenommen und wetteiferte mit seinen Freunden in den Ergüssen der Bewunderung.

„Signora,“ sagte Graf Schönau im Laufe der Unterhaltung, „Sie allein vermögen einen Streit zu schlichten, der uns während der ganzen Zeit beschäftigt hat, wo die Hauptstadt das Glück genießt, Sie zu bewundern. Keiner von uns wagte bisher, den Streit vor Ihr Tribunal zu bringen; heute jedoch ermuntert mich Ihre Lebenswürdigkeit zu dem kühnen Entschlusse.“

„Wenn Sie meine kleine Persönlichkeit an die Stelle eines Geschwornengerichts substituiren wollen, so muß ich ernstlich dafür danken,“ lachte die Sängerin. „Ich bin nur allzu geneigt, allen Uebelthätern zu vergeben.“

„Es handelt sich um die Befriedigung einer Neugierde, wenn ich den Grafen errathe,“ antwortete Baron Nothenberg.

„Einer verzeihlichen Neugierde,“ bestätigte Graf Schönau. „Wir stritten uns darum, welchem Lande die Ehre zukomme, die größte Sängerin des Jahrhunderts geboren zu haben.“

„Wenn Sie unter dieser euphemistischen Bezeichnung Ihre geborsamste Dienerin verstehen,“ erwiderte die Signora, „so ist der Streit ja schon entschieden. Mein Name schon ist italienisch.“

„Aber Sie denken und fühlen deutsch!“ entgegnete der Graf. „Nein, nein! Wenn Sie es mir nicht ausdrücklich sagen, so bleib ich dabei, daß Sie eine Deutsche sind!“

„Ei seht doch!“ scherzte die Signora. „Es ist Ihnen schon nicht genug, daß ich ziemlich erträglich singe, Sie wollen auch wissen, wo das Nest gestanden hat, aus dem der Wandervogel geflohen. Und wenn Sie es nun wissen? Wird Ihr gütiges Urtheil über mich sich danach ändern?“

„Gewiß nicht!“ betheuerte der Graf.

„Ich fürchte doch. Es geht uns Künstlerinnen oft wie den Blumen. Es giebt deren, die man nur darum pflegt und schön findet, weil ihre Heimath unter einer andern Zone ist, und inzwischen geht man achlos an der Blume des Feldes vorbei, die zuweilen viel schöner ist, als ihre tropische Schwester.“

(Fortsetzung folgt.)

V e r m i s c h t e s .

Der Ball der Kaiserin war, wie uns Pariser Blätter melden, schön, und man schlägt die Ausgaben der eingeladenen Damen, die durch die Verkleidungen verursacht wurden, auf nahezu zwei Millionen Francs an. Die Kaiserin erschien als Dogenfrau und zeichnete durch Schauhellung von Kostbarkeiten aus. Das Nieder ihres carrierten Kleides funkelte von Perlen und Edelsteinen. Die Prinzessin Clotilde hatte sich

als Marie Leszcynska und die Prinzessin Mathilde als Anna Boleyn costumirt. Die Fürstin Metternich wählte das Costume eines schwarzen Teufels, und Madame de Persigny wandelte als verzehrende Flamme umher. Die Gräfin Walewska stellte eine Hódame Ludwigs XV. im Jagdkleide dar, Madame Nothschild flatterte als Paradiesvogel umher. Auch an sehr decorirten Damen fehlte es nicht. Die Fürstin Korsakow trug unter Anderem einen silbernen Adler auf dem Kopfe. Die Marquise Castiglano war als Königin von Petrurien verkleidet mit dem Purpurkleide (dessen Schleppe von einem Neger getragen wurde und dem Schwarzen niedrig an der Schulter befestigt war); die Schulkern, Arme und auch die Füße der Dame waren entblößt (lehtere leicht von Sandalen umhüllt). „A en jurer par le peu qu'elle cache elle doit être bien belle!“ sagte einer der Anwesenden. Die Herren waren der Mehrzahl nach in den venetianischen Mantel gehüllt. — Ueber einen andern großen Maskenball, den überaus glänzenden im Hotel des Auswärtigen, berichten die Pariser Blätter: Die Kaiserin war im schwarzen Domino; der Kaiser wechselte mehrmals den Anzug. Unter den mehr oder weniger sinnreichen, durchschnittlich aber höchst brillant ausgeführten Charaktermasken zeichneten sich Mad. Guévenet als Gewitterregen, Prinzessin Dolgorouky als Vienenkorb und Frau v. Cases-Stadelberg als Feuerzange aus. Fr. v. Heeckeren trug einen leibhaftigen Rosenstock auf dem Haupt, Mad. Delval war von Kopf bis zu Fuß in Epheu eingehüllt.

In Kronenburg starb kürzlich der Landes-Advocat Dr. Joseph Fißcher, der einer Kage und einem Canarienvogel, welche er besaß, ein Legat von 1000 fl. und einem Hunde gleichfalls den Betrag von 1000 fl. hinterließ. Die Interessen fallen einem Manne zu, der mit der Pflege dieser drei Thiere betraut wurde. Sobald die so wohl versorgten Drei aber ihr Leben geendet haben, fallen die 2000 fl. wieder an die rechtmäßigen Erben des Dr. Fißcher zurück. Der Verpfleger hat also das höchste Interesse daran, die Thiere möglichst lange zu erhalten, was ihm auch gelingen wird, wenn die Thiere nicht selbst ihren Nachteil wollen, was leicht geschehen könnte, wenn die Kage den Canarienvogel auffräße und dann ihrerseits einmal mit dem Hunde in Streit gerieth.

Die beliebten Knallbonbons, von denen man voraussetzt, daß sie trotz ihrer Explosion, welche bei Familienfesten Damen und Kindern gewöhnlich eine Gänsehaut verursacht, unschädlich sind, haben leider in Altstadt, einem Orte Hesses-Darmstadt's großes Unglück angerichtet. Eine Familie nämlich, welche mit dem Einpacken der von ihr verfertigten Knallbonbons beschäftigt war, verunglückte durch die Explosion einer damit gefüllten Kiste. Die Wirkung war fürchterlich, Fenster und Möbel wurden zertrümmert, theilweise auf die Straße geschleudert. Die Bedauernswerthen, Vater, Mutter und 3 Kinder sind fürchtbar verbrannt in das Spital gebracht worden.

In Paris ist der Finanzminister der französischen Republik von 1843, Goudchaux, gestorben. Es war ein Ehrenmann, wie es deren wenige giebt. Nach dem Staatsstreich wurden bekanntlich Tausende ohne Urtheil und Recht nach Lambessa und Cayenne deportirt und ihre Familien schwächeten im entsetzlichen Glend. Die „trockene Guillotine“ nahm ihnen ja ihre Ernährer. Da wanderte nun der Finanzminister Jahre lang treppauf, treppab in Gärten und Paläste, um Beträge für die Unglücklichen zu sammeln und sein ganzes Leben war nichts als ein Opferdienst, dem armen Volke geweiht, welches aus so vielen Wunden blutete. Von Morgens früh bis Abends spät sammelte Goudchaux und brachte die Spenden edler Zeit-

genossen in die Dachstüben des Glends. Dabei zog sich der schwächliche Mann ein Brustleiden zu, dem er endlich erlag.

Vor dem Gerichtstische des Departements Haute Marne in Frankreich erschien dieser Tage ein schönes sechszehnjähriges Mädchen, Mirz Nouffel, unter der Anklage, ihren Großvater mit einer Axt erschlagen zu haben. Sie hatte mit einem jungen Manne, den sie liebte, in dem Hause eines Bauers, Namens Bignot, ewige Zusammenkünfte gehabt und hatte Bignot für seine Gefälligkeit durch häufige Gaben von Lebensmitteln belohnt. Als jedoch durch die Dazwischenkunft des Großvaters die Zusammenkünfte und also auch die Geschenke an Bignot aufgehört hatten, überredete der Glend das Mädchen, den Großvater zu ermorden. Das Mädchen haßte ihren Großvater durchaus nicht und war nur durch das unablässige Zureden ihres Mitschuldigen zur That getrieben worden. Mirz Nouffel wurde zu zehnjähriger Zwangsarbeit, der 74jährige Bignot zu 15jährigem Kerker verurtheilt.

Aus München, wo gegenwärtig über große Verwirrung der Begriffe von Mein und Dein geklagt wird, berichtet man folgendes Gaunerstückchen: Aus einer Schlosserwerkstätte in der Pfistergasse ward in ein in der Nähe des Hofbräuhauses gelegenes Haus ein Gefelle geholt, um eine Wohnung aufzusperren, da der Besitzer derselben den Schlüssel verloren habe. Der Gefelle that, was man von ihm verlangte, und nun begannen derselbe Mensch, der ihn herbeigeholt, und eine Weibsperson die Betten aus der Wohnung wegzutragen, woran sie Niemand hinderte und womit sie in aller Eile zu Stande kamen. Bald darauf kehrten die Inwohner heim und konnten sich für diese Nacht auf dem Strohsack betten.

Dem „Botschafter“ wird aus Zürich in einer, wie uns scheint, etwas übertriebenen Schilderung geschrieben: „Im letzten furchtbaren Gewitter hat das Uebermaß von electrischem Feuer auch im Kanton Zürich sich gezeigt. Es fuhr ein Fuhrmann von Dägerst den Berg hinauf. Ein Mann, der sonst keinen Menschen, ja selbst den Teufel nicht fürchtet, geriet auf dieser Fahrt in wahre Hölleangst, denn von den Kopshaaren und Ohren seiner Pferde fielen Funken wie Feuer. Wo er dieselben oder auch nur deren Geschirre mit der Hand berührte, sprühten solche Funken weg, als ob die Pferde ganz glühend wären. Die sprühenden Funken erhellten den Pfad in stockfinsterner Nacht und die geschwungene Geißel verursachte feurige Linien in der Luft, die sich dann auf den Boden niederließen wie feurige Schlangen. Die nämlichen Erscheinungen an den Pferden wolle auch diejenigen gesehen haben, die ihm, als er auf dem Berge angekommen war, die Pferde ausspannten. Ebenso versichert ein anderer Mann, der gleichzeitig in diesem Sturme war, die Tropfen, die vom Regen an seinem Güte hingen, haben geleuchtet wie Thautropfen an Grashalmen, wenn die Sonne darein scheint, und die herabfallenden Tropfen haben bis auf den Boden geleuchtet.“

Der älteste Veteran der Preussischen Monarchie dürfte unstreitig der noch lebende pensionirte Wirtschaftsrath Gallaez auf dem Fürstlich Ples'schen Gute Miserau sein; er hat das Alter von 120 Jahren erreicht und erfreut sich trotz vieler durchgemachter Strapazen und mehrerer in den Schlachten erhaltenen Wessuren immer noch einer ziemlichen Mäßigkeit. Derselbe hat unter dem großen Friedrich gedient und an einigen Schlachten Theil genommen. Er ist also noch eine lebende Illustration zum Hubertsburger Friedensfest, doch wäre es wohl unrecht, den alten Greis aus seiner Ruhe hervorzuziehen und ihn zu einer Schaustellung für die Menge zu machen.

Die Tücke der polnischen Insurgenten greift zu den schrecklichsten, barbarischsten Mitteln im Kampfe mit den Soldaten. Ueber das in voriger Woche gefürchtete Eisenbahnunglück schreibt man der „Schlesischen Zeitung“: Die Schienen der Warschauer Bahn sind am Mittwoch Abend von den Insurgenten abermals, und zwar bei Radomsk aufgerissen worden, um einen Militairzug dem Untergang zu weihen. Es war nämlich von den Aufständischen in Erfahrung gebracht worden, daß diese Bahnstrecke ein Zug Militair, welches zum Theil auf Güterwagen seine Beförderung erhielt, da die Personenwagen nicht ausreichten, in der Nacht passieren würde. Die Insurgenten rissen nun des Abends kurze Zeit zuvor an einer waldigen, unwegsamen Stelle die Schienen auf, in Folge dessen der ganze Zug, dessen Führer mit voller Schnelligkeit angefahren kam, entgleiste. Das entstandene Unglück soll ein sehr großes und schweres sein. Eine nicht geringe Anzahl Soldaten ist mehr oder weniger verletzt, viele sind getödtet.

Die Franzosen geben neuerdings viel auf die Wetter-Prophezeiungen von Mathieu (von der Drome). Derselbe prophezeit für das Jahr 1863 einen nassen Frühling, Sommer und Herbst viele atmosphärische Störungen, Gewitter u. s. w. Specieell verkündete er Stürme gegen den 28. und 29. Januar und in den ersten Tagen des Februar, die mit Macht eingetroffen sind. Von Ende März bis Anfang Juni soll es viel Regen und Gewitter geben, also eine Ausnahme von der Regel stattfinden, daß April und Mai entgegengesetztes Wetter haben. Namentlich Anfangs April sollen, neben Stürmen und Gewittern bei Tage, starke Nachtfrieste erfolgen. Den Sommer bezeichnen der französische Wetterkundige als veränderlich; Gewitter und Hagel sollen namentlich gegen Mitte Juli und nach der Mitte des August erfolgen. Auch für den Herbst wird nasses Wetter als Regel, schönes als Ausnahme bezeichnen; noch im October und November soll es Gewitter geben und das Jahr unter heftigen Stürmen zu Ende gehen.

Das „G. di Roma“ entwirft ein furchtbares Bild der Verfolgungen, welche die Christen im anamitischen Reiche seit dem Jahre 1861 erleiden müssen. Im August 1861 hatte der Kaiser daselbst ein Decret erlassen, dem zufolge die Christen ihrer Habe beraubt, im ganzen Lande zerstreut und auf den Waagen mit zwei Pfund haben gebrandmarkt wurden. Ein Buchstabe bezeichne die Religion, der andere den jeweiligen Bezirk, dem sie angehörten. Die Unglücklichen wurden, nachdem die Waagen an ihnen vollzogen war, in Kesseln an einander gekehrt und nach den verschiedenen Provinzen transportirt. Muthig widerstanden sie auf der peinigenden Reise allen Qualen und Verlockungen, durch welche man sie zum Abfall zu bewegen suchte. Viele erlagen den Entehrungen und Mühseligkeiten. In der Stadt Nam-ding allein waren von 300 nicht weniger als 240 den Hungertod gestorben. Im Mai 1862 ordnete endlich der Kaiser geradezu die Ausrottung aller Christen an. Sie wurde theils geköpft, theils in Massen verbrannt, lebendig begraben, oder je zu zweien, oder auch zu fünf an einander gebunden ins Wasser geworfen, gepöbelt und gehängt. Priester, Missionäre und auch ein Bischof starben mit den Gläubigen den Märtyrertod. Der erschütternde Bericht schließt mit der Bemerkung, daß bloß in zwei Vicariaten die Zahl der Hingekladeten sich nach einer annähernden Schätzung auf 16,000, die der als Sklaven behandelten Christen auf 20,000 belief.

In Breslau spielte und tänzelte ein Familienvater mit seinem 5jährigen Knaben und hob ihn vor Freunden, wie dies Alter zu geschehen pflegt, am Köpfchen in die Höhe. Beim Herunterlassen war das Kind — eine Leiche.

„So was ist in unserm aufgeklärten Jahrhundert nicht mehr möglich,“ ist eine einst viel gebrauchte Redensart die jetzt allen Cours verloren hat. Es ist eben alles möglich, im Guten wie im Bösen, im Klugen, wie im Dummen. Wir wundern uns gar nicht, wenn irgend eine große Entdeckung gemacht wird, welche geeignet ist, die bedeutendsten Veränderungen in der Wissenschaft und im Leben hervorzubringen und wir wundern uns ebenso wenig, wenn irgend eine alte Abgeschmacktheit wieder auftaucht und wenn die mächtigsten Personen sich dafür erschaufern und das Heil des Staates wieder abhängig machen, daß ein Jeder daran glaubt oder doch so thut, als glaube er daran. Wir finden es natürlich, daß Völker unter einer freien Verfassung glücklich leben, aber wir wissen auch, daß es Menschenklassen giebt, welche sich durchaus nicht damit bescheiden können und daß sich Staatsescamoteure finden, die mit geschickter Deutung eine Verfassung plötzlich so unwirksam zu machen verstehen, daß sie nicht mehr das Papier werth sind, worauf sie gedruckt ward. Wie wir auf diese sehr wohlfeilen Betrachtungen kommen? wird der Leser fragen. Durch die Thatsache, daß in Hannover vor nicht gar langer Zeit ein Religionskrieg gewüthet hat, zwar kein so großer, wie der dreißigjährige, sondern nur ein Sturm im Glase Wasser, aber doch immerhin ein wirklicher Religionskrieg, denn es ist Blut dabei geflossen und Eigenthum zerstört. Vor dem Strassenat in Celle spielt nämlich gegenwärtig das Drama eines großen Processes wider die sogenannten Katechismus-Tumultuanten. Es sind 23 Personen angeklagt und 28 als Zeugen vorgeladen, die Verhandlungen jedoch nicht beendet. Von der Größe des Tumults, der hervorgerufen wurde, weil man den Leuten einen alten unverständlichen Katechismus statt des bisherigen ausdrängen wollte, geben folgende Daten Zeugniß: Es sind Beilegungen vorgekommen bei 95 Polizeipersonen, bei 90 Militairs und 16 Gens'd'armen. Hinsichtlich der Privatpersonen ist die Zahl der Verwundeten nicht ermittelt worden, sie wird aber jedenfalls nicht geringer sein. Es wurden Schäden verübt an Eigenthum von 67 Privatpersonen im Betrage von 312 Thalern, dem Theater 116 Thlr., der Stadt 937 Thlr. — und das alles um einen alten Katechismus! Aber der alte Katechismus und die alte Wellenfische passen ja auch so vorzüglich zu einander!

Eine schreckliche That hat sich in einem Dorfe in der Nähe von Soldau zugetragen. Ein Bauer, dessen von ihm geschiedene Frau das ihr gebührige Grundstück dem beiderseitigen Sohne hatte verschreiben lassen, bewog durch eine Verlobung von 50 Thalern zwei Knechte zur Ermordung dieses seines Sohnes. Die Banditen erschlugen den jungen Mann mit Holzäxten und verbargen dann den Leichnam im Walde. Der unnatürliche Vater ist nebst einem der Mörder bereits gefänglich eingezogen.

Anzeiger.

Oldenbrok. Nachfuge.

In dem am

25. Februar d. J.,

beim Gastwirth Lieben zu Logemannsdiech stattfindenden Verkauf des D. Fuhrten zu Popfenhöhe, kommt außer den annomirten Gegenständen auch noch

1 kräftige Schimmelstute, 8 Jahre alt und ca. 1000 Pfund dicken Seifenpöck

mit zum Verkauf.

Joh. G. Mainz.

Strüchhausen. Der Rechnungsführer Strahl zu Brake als Curator der Concursmasse des Kaufmanns Diebr. Ludwig Albers daselbst läßt am



